

Nachfolge Pestalozzis. II., Pestalozzi und die soziale Frage

Autor(en): **Ragaz, Rageth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **2 (1908)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-131734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Daß uns Jesus zu Gott führt, das ist die Hauptsache und Alles, was er gewollt hat. Eine Lehre über seine Person hat er uns nicht aufgedrängt. Natürlich werden wir ihm Ehrfurcht und Dankbarkeit bewahren und dieselbe wird leise mitschwingen, auch wenn wir uns Gott direkt nahen. Begreiflich ist auch, daß die Christen nachgedacht haben über Jesu Verhältnis zu Gott und ihn zu ehren glaubten, wenn sie allen Abstand leugneten. Wir werden solche Gedanken, ja auch die direkte göttliche Verehrung Jesu ehren, wenn sie eigen und echt sind und wirklich von Herzen kommen. Wir werden sie aber ablehnen, wenn man eine Lehre und ein Gesetz draus machen will. Denn wie Jesus das geworden ist, als was wir ihn verehren, bleibt ein Geheimnis und alle Deutungsversuche sind ein unzulängliches Stammeln. Warum sollten wir aber dieses Geheimnis nicht können stehen lassen, wenn uns Jesus nur zum Vater hinführt! Dieses Hindurchdringen zu Gott freilich kann kein Mensch dem andern abnehmen, das kann auch keine Lehre über Christus erzwingen und keine Beschreibung des Erlebnisses, selbst wenn sie hundertmal tiefer wäre als die, welche wir eben versucht haben. Menschen können uns Führer sein, das entscheidende Wort aber redet Gott mit uns allein.

A. Liechtenhan.

Nachfolge Pestalozzis.

II. Pestalozzi und die soziale Frage.

Darf man Pestalozzi und die soziale Frage in einem Atemzuge nennen, ohne sich jener Art von Heldenverehrung schuldig zu machen, die bei ihrem Helden Antworten auf alle Fragen der Gegenwart sucht und findet? Der bloße Hinweis auf Pestalozzis Leben, seine Armenanstalt auf dem Neuhof und „Lienhard und Gertrud“, seine bekannteste Schrift, genügt, um dieses Bedenken zu beseitigen. Sein enges praktisches Verhältnis zur sozialen Frage liegt klar am Tage. Er gehört in die erste Reihe derer, die mit Einsetzung von Gut und Leben mit der sozialen Not gerungen haben.

Weniger bekannt ist, wie vielseitig und gründlich sich Pestalozzi in seinen Schriften mit sozialen Problemen beschäftigt hat. Ich überlasse es dem Leser, aus den weiter unten mitgeteilten Proben zu urteilen, ob dieser Teil der Lebensarbeit des einzigen Mannes nicht mehr Beachtung verdient, als sie ihm bisher im allgemeinen zuteil geworden ist.

Die soziale Frage erscheint heute freilich vielfach in ganz anderen Formen als zu Pestalozzis Zeiten. Er sah nur die ersten Anfänge der gewaltigen Entwicklung der Technik und Industrie. Fragen, die heute im Vordergrund stehen, spielen bei ihm keine große Rolle. Die

Lohnfrage, in der für viele die ganze soziale Frage besteht, wird in seinen Schriften kaum erwähnt. Von Arbeiterorganisationen, Streiks und anderen wichtigen Erscheinungen des heutigen sozialen Lebens hört man bei ihm natürlich nichts. Wir werden das nicht so sehr bedauern. Die soziale Frage ist keine vorübergehende Zeitfrage und kein Monopol unserer Zeit. Man macht sich das Verständnis der unendlichen Bedeutung dieser Frage selber unmöglich, wenn man sie mit ihren jeweiligen zeitlichen Erscheinungsformen verwechselt und sie nur nach diesen beurteilt. Wenn sich heute auch viele wohlmeinende und hilfsbereite Menschen durch einzelne widerwärtige Begleiterscheinungen der sozialen Bewegung die Freude an ihr verderben lassen, so könnte sie das Beispiel Pestalozzis eines Besseren belehren. Seine Größe besteht vor allem darin, daß er bei den Symptomen nicht stehen blieb, sondern die Quelle der sozialen Not zu finden suchte. Er tat es in jahrelanger, heißer Gedankenarbeit, mit einem Ernst, den keine Mühe bleichte. Wenn er seine Gedanken gern Träume nennt, so ist das nicht so zu verstehen, daß er sich bloß in seinem Kopfe und auf seiner Studierstube etwas ersonnen und zurechtgelegt hätte. Seine sozialen Gedanken erwachsen aus der engsten Berührung mit dem Elend des Volkes und aus seiner Arbeit an den Geringsten seiner Brüder. Befruchtend und anregend auf sein soziales Denken und Forschen wirkte ferner die Lektüre Rousseaus und der Verkehr mit Fichte, vor allem aber eines der gewaltigsten sozialen Ereignisse aller Zeiten, die französische Revolution.

Man tut ihm also Unrecht, wenn man ihn einen lebens- und wirklichkeitsfremden Träumer nennt, wie es nur zu oft geschehen ist. Wahr ist freilich, daß er mit seinen Gedanken nicht bei dem Elend seiner Umgebung und nicht bei dem vielfach jämmerlich engen und niederdrückenden Verhältnissen der damaligen Schweiz stehen blieb. Sein Geist machte sich mit siegreicher Kraft von dem Elend seiner Zeit und seines Lebens los und schwang sich in Höhen hinauf, in denen Not und Elend ihre Macht verlieren. Sein Träumen war Schauen. Er schaute und gestaltete wunderbare Bilder schönster, durch Not und Schuld in ihrer reinen Entfaltung nicht gehemmter Menschlichkeit. Diese Bilder, wie sie sich namentlich in „Lienhard und Gertrud“ und in „der Abendstunde eines Einsiedlers“ finden, zu schauen, tut schon heute wohl, auch wenn man weiß, daß die Jahrhunderte an ihrer Verwirklichung zu arbeiten haben werden.

Die größte soziale Gefahr war ihm die Unterdrückung und Verstümmelung des wahren Menschentums. Die einzige gründliche Hilfe sah er in der Weckung und Bildung der Grundkräfte der menschlichen Natur.

Dies zur Einleitung! Pestalozzi soll nun vor allem selber zu Worte kommen.

Wer das Große in der heutigen sozialen Bewegung sehen kann und mag, der wird in ihr mit Freuden ein Erstarken des Bruder-

sinn's entdecken, ein Ernstmachen mit den so lange gepredigten Worten, daß wir alle Brüder seien. In Pestalozzi's Schriften findet das Gefühl der heiligen Verantwortlichkeit für das Schicksal der Geringsten unter unsern Brüdern ergreifenden Ausdruck.

„Nein, wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig (als sie in die Fabriken zu senden). Wie klein, wie wenig ist der Unterschied vom Großen hinab bis zum Bettler am Wege, wie wesentlich sind sie sich gleich! Warum wissen wir das nicht mehr? War es immer so, oder ist unser Jahrhundert mit seinem ewigen absondernden Kreisen, mit seinem ewigen Empormodeln zur Unempfindlichkeit mehr als alle Jahrhunderte schuldig, daß unser Herz tot, und wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohn unseres Knechts lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet. Nein, der Sohn des Elenden, Verlorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! Dafür ist er nicht da! Mißbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz! Daß doch mein letzter Atem meinen Bruder noch sehe und keine Erfahrung von Bosheit und Unwürdigkeit das Wohlgefühl der Liebe mir schwäche!“

(Aus den Briefen an Tschärner.)

Wie sehr er es vermochte, in jedem Menschen den Bruder zu sehen, das zeigt besonders schön eine „Aus dem Tollhause“ überschriebene Skizze aus dem „Schweizerblatt“. Er schreibt dort unter anderm: „Das Bild des Menschen in seiner tiefsten Entstellung ist auch gut, so würdig dem Menschenforscher vorgestellt zu werden, als das Bild der Menschheit in seinen seltenen Höhen, und ich liebe überhaupt, die Menschheit ohne Flügel und ohne Hörner kennen zu lernen, und der Kranke und Schwache hat gemeinlich beides dieses am wenigsten. — Wenn etwas zu hoch über mir ist, so sehe ich nicht einmal gern zu ihm hinauf, es blendet alles so sehr, was in der Höhe; aber in Tiefen, die vor mir liegen, hinab zu sehen, ist mir natürlich und ein wahres Bedürfnis.“

Auch im Verbrecher sieht er den Bruder, der Liebe und Hilfe verdient. In seiner Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord“ weiß er sich mit einer bewundernswerten Kraft des Mitgefühls den Seelenzustand einer unglücklichen Mutter zu vergegenwärtigen, die Hand an ihr Kind legt. Von allen, denen es um wirkliche Hilfe zu tun ist, verlangt er, daß sie den Hilfsbedürftigen persönlich nahe treten.

„Die liebende Menschenseele ist doppelt beim Armen und Elenden, wenn er ihm mit seinem Auge und mit seiner Seele zusammen nahe steht. — Der Geist des Christentums führt den Menschenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders; aber die, wahrlich in dieser Rücksicht unchristlichen Zeitsitten scheuchen ihn von den Gelegenheiten und Orten weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine sein Herz zu einer wahren Hilfe zu bewegende Weise in die Augen fallen würde.“ (Cristoph und Else.)

Pestalozzi weiß sehr wohl, daß die Armen und Elenden oft ihr hartes Loß zum Teil selber verschuldet haben, aber weder diese Beobachtung, noch die üblen Erfahrungen, die er selber vielfach mit den Armen machte, vermochten die Kraft seines Mitgefühls irgendwie abzuschwächen. Er macht es in folgenden Worten den oberen Ständen zur Pflicht, die Fehler der unteren so weit als immer möglich zu entschuldigen. „Das innere heilige Band, das diese Stände vereinigt, geht wesentlich aus der Zartheit der Rücksichten der höheren Stände auf die Lage und die Bedürfnisse der niedern hervor, und man darf sicher annehmen, die Kunst, das Herz der niedern Stände an sich zu fesseln und ihre Fehler zu mindern, gehe wesentlich aus dem Edelmut und der Weisheit der oberen Stände, die Fehler der unteren, so weit es mit Wahrheit und Liebe geschehen kann, zu entschuldigen, hervor, sowie in allen Ständen die Kunst, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, wesentlich im Verstehen und Gönnen und Geben dessen besteht, was einem jeden rechtmäßig gehört.“ (Christoph und Else.)

Er macht es den Geistlichen zum schweren Vorwurf, daß sie so gern die unteren Klassen beschuldigen und die oberen entschuldigen.

Er selber nimmt es ruhig auf sich, wenn man ihn der Parteilichkeit für das Volk beschuldigt, obwohl oder weil er weiß, daß er der Wahrheit getreu ist und keiner Partei.

Die folgende Stelle gehört wohl zu den interessantesten in seinen Schriften.

„Ich gehe noch weiter und denunziere mich selbst als parteiisch für's Volk. — Ich mag nichts weniger als unter zweideutigem Stempel der so geheißenen unparteiischen Schriftsteller hier und dort durchschlüpfen. — Ich bin also parteiisch. Ja Leser! mein ganzes Herz hängt an der Hoffnung, daß die Welt nicht endlich dahin kommt, zu fragen, was ist das Recht des Volkes? und zu behaupten, es sei keines unter der Sonne, und der Mond habe noch nie keines beschienen — — (Aus der Schrift Ja und Nein oder über die Ursachen der französischen Revolution.)“

Mit aller Schärfe betont er in derselben Schrift, „der Heiland habe nie advokatisiert, am wenigsten für die großen Herren. Wenn er es für jemanden getan hätte, so wäre es für diejenigen geschehen, denen er zugerufen: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Die niederen Hände bedürfen des Trostes und die oberen haben Einschläferung so wenig nötig, als je.“

Heute wird oft die Unzufriedenheit der unteren Klassen besonders streng getadelt. Sie erscheint vielen als die Hauptursache des sozialen Kampfes. Man könnte hie und da meinen, es wäre alles gut und recht, wenn nur die Arbeiter zufriedener sein wollten. Die Rede von der Unzufriedenheit der unteren Stände ist aber durchaus nicht neu. Schon Pestalozzi hat sie sehr gut gekannt und sich mehrfach mit ihr auseinandergesetzt. Auch ihm ist die Unzufriedenheit eines der größten Uebel der Zeit, und er hat kein größeres Anliegen,

als Mittel und Wege zu suchen, um das Volk in seinem Innersten zu beruhigen und zu befriedigen. Er findet nur bei den oberen Klassen mindestens ebensoviel Unzufriedenheit, als bei den unteren. Er läßt keinen Zweifel darüber, daß es wenig hilft, dem Volke Zufriedenheit zu predigen. Es gelte vor allem, die Ursachen der Unzufriedenheit aufzudecken, „denn nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wo von Wirkungen die Rede ist.“

So geht er denn, namentlich in der Schrift: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ mit ganzem Ernst daran, diesen Ursprung des großen Kampfes zwischen den oberen und unteren Klassen klarzulegen. Er findet ihn in dem Mißbrauch der den besitzenden und regierenden Klassen verliehenen Macht. Der Kampf der unteren Klassen ist ihm weniger ein Kampf um Lohn und Brot, als ein Kampf um Selbstständigkeit und Recht. Immer wieder betont er, es sei in dieser Sache mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbstständigkeit als um Gnaden zu tun.

Er anerkennt durchaus die Berechtigung des Kampfes um einen Anteil am Grund und Boden. Er leugnet den Wert des Eigentums nicht, aber er verlangt entschieden, daß es den Menschen, und zwar allen Menschen, dienen müsse und daß die Ansammlung großer Güter in einer Hand diesem Zweck nicht entspreche.

„Es (das Eigentum) ist“, sagt er, „durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer tierischen Natur gibt, das große Hindernis des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf dem Rücken trägt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding zersplittert.“ (Aus „Meine Nachforschungen.“)

In der Anhäufung großer Vermögen an Gut und Geld und in der Loslösung der Mehrzahl vom festen Grund und Boden erblickt er eine der schlimmsten Quellen des Verderbens.

„Gehört diesen unseren Mitmenschen, die, mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Gesicht sehen, gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine die Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? Und weiter: Der Menschenanspruch an Nahrung und Decke d. i. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfange befriedigendes Dasein ist von Gottes- und Christentumswegen höher als alles Eigentums- und alles Herrschaftsrecht. Der niedere, der Selbstsucht hingeebene Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich mit aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: Ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befinde, sonst geht die Erde zugrunde. Und doch, dünkte ich, das Eigentum ist um des Menschen willen da und der Mensch nicht um des Eigentums willen.“

(Venzburgerrede.)

Das Wort Kapitalismus kommt in keiner seiner Schriften vor, aber mit merkwürdiger Klarheit hat er die Gefahr, die in dem großen und schnellen Geldgewinn der Industrie liegt, gesehen und geschildert. Er warnt vor „dem trügerischen Flor des Geld- und Gewaltspiels unserer Industrie, die mitten im größten Flor ihrer anscheinenden großen Geldabträglichkeit dasteht wie eine hochlodernde, glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnismäßigen Entfernung ob ihr emporstehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, samt und sonders ihre Finger verbrennen macht, und sie dann, wenn sie mit verbrannten Fingern fortfliehen, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt.“ Man kann den Mißbrauch, den man mit den Menschen treibt, indem man sie als Mittel zum schnell reich werden benutzt und dann ihrem Schicksal überläßt, wohl nicht vernichtender verurteilen, als es in diesen Worten geschieht.

Aber auch mit hohen Löhnen wäre den Arbeitern nicht genug getan. Schlimmer als der Unterschied zwischen Besitzenden und Besitzlosen ist in Pestalozzis Augen der zwischen Herrschenden und Untertanen, Privilegierten und Rechtlosen. Das Ringen nach Selbständigkeit steht ihm viel höher als das Verlangen nach Besitz. Dieses Ringen darf um keinen Preis unterdrückt werden, es ist ein heiliger Kampf. Eine soziale Pflicht, sich der Macht zu unterwerfen, kennt er nicht, ausgenommen den Fall, daß die Macht selber sittlich sei und das sei sie, wenn sie ihre Stärke im Dienen sehe. Das sei aber ein seltener Fall. Von Natur habe die Macht den Trieb, sich auszuleben, ohne sich viel um Gesetz und Recht zu kümmern. Es liege darin eine gewisse Naturnotwendigkeit. „Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Tiere und der kindische Wahn, sie hätten mich zum Löwen gemacht?“ (Meine Nachforschungen.)

Wer im Besitz der Macht ist, vergift leicht, was er denen schuldig ist, die ihm dazu verholten haben. Das Gefühl, viele unter sich zu haben, bringt ihn leicht auf die Meinung, er sei höheren Geschlechts.

Pestalozzi schildert den Herrenmenschen und seine Aussprüche sehr drastisch, ist aber weit davon entfernt, in ihm eine höhere Art Mensch zu bewundern, sagt vielmehr offen heraus, es sei das Tier im Menschen, das sich in solchem Gebaren und in solchen Ansprüchen äußere. „Ewig sagt der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da, und spielt dann über die geseilten Scharen derselben, wie über gereichte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten; so viel Männer im Lande sind, so viel hat er ja Saiten; so viel ihrer zerspringen, so viel wirft er weg, und so viel er wegwirft, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes, klimperndes Brett, es sind ja nur Saiten — ha, es sind Menschen!

Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären, sie wissen gar nicht, was das murrende Tier will, das auf ihren Bierern steht, aber sie klammern sich fest in das Eingeweide eines jeden, gegen den es brummt u. s. w.“ (Meine Nachforschungen.)

Mit großer Schroffheit führt er aus, daß das bloße Leben in der Gesellschaft und der Anteil an ihren Formen das Tier im Menschen nicht zu bändigen vermöge. „Der gesellschaftliche Zustand ist in seinem Wesen eine Fortsetzung des Krieges aller gegen alle, der im Verderben des Naturstandes anfängt und im gesellschaftlichen nur die Form ändert, aber um deswillen nicht mit weniger Leidenschaft geführt wird, im Gegenteil, der Mensch führt ihn mit der ganzen Schiefheit und Härte seiner verstümmelten und unbefriedigten Natur.“

(Meine Nachforschungen.)

Es gebe eine barbarische und eine zivilisierte Tyrannei. Die letztere sei weit gefährlicher. Sie verberge ihre wahre Gestalt, indem sie die Menschen in ihrer Weise zu beglücken, in Wahrheit aber zu entkräften suche, um sie dann umso sicherer beherrschen zu können. Dagegen wehrt sich Pestalozzi im Namen des Volkes mit aller Kraft. Die soziale Frage ist mehr als eine Magenfrage, der Anspruch auf Selbständigkeit darf um keinen Preis aufgegeben werden. Und wenn es zum Aufruhr kommen sollte, so sei selbst dieser mit all seinen Gefahren weit besser als der Zustand der Erschlaffung, in der der Mensch nichts mehr sei als ein gesättigtes Tier, dem Recht und Freiheit leere Worte seien. Der Trieb nach Recht, Freiheit und Selbständigkeit sei mit dem Besten in unserer Natur so eng verbunden, daß man ihn nicht unterdrücken könne, ohne den Menschen aufs Tiefste zu erniedrigen und ihm seine Würde zu rauben. Darüber spricht sich Pestalozzi in folgenden Worten in seiner derben aber treffenden Art so aus: „Ich bin vermöge desselben (des Selbständigkeitstriebs) kein trauliches, kraftloses Haustier, das unter den Füßen eines andern ruhig gaukelt und frißt, im Gegenteil, ich gehöre viel mehr zu den gewaltfamen, unruhigen, die Sicherheit (Freiheit) selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldtieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbständigkeit wird durch meine Trägheit und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt, und es ist unstreitig, man kann mich durch sicheren Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichen Haustier umbilden, aber von Natur bin ich kein solches, ich will ja lieber herrschen als dienen.“

Das freiwillige Dienen und das freiwillige Verzichten ist, wie Pestalozzi wohl weiß, eine ganz andere Sache, aber der Staat und die Gesellschaft haben nach seiner Ueberzeugung kein Recht, es zu verleugnen, weil sie auch die Kraft dazu nicht geben können.

„Im bürgerlichen Leben ist alles Tun und Lassen des gesellschaftlichen Menschen ein ewiges Haschen nach Selbständigkeit, freilich

ein ohnmächtiges und fast immer mit der Kränkung des Fehlgreifens gebrandmarktes Haschen. Es läßt sich nicht leugnen, es gelingt ihm in diesem Zustand selten, von Gesetzen abzuhängen, die auf dem Recht ruhen, das in seiner Brust schlägt und das er sich selber gegeben."

"Armes Geschlecht", ruft er aus, "das höchste Ziel deiner Gesetzgebung geht dahin, dich entwürdigt zu füttern, und der alternde Weltteil lobt seine Weisheit, wenn du von diesem Futter nur fett wirst."

(Meine Nachforschungen.)

Ich glaube, diese Ansichten Pestalozzis sind trotz der großen Fortschritte, die seither im Staat und in der Gesetzgebung gemacht worden sind, doch noch recht zeitgemäß. Es wird ja heute wieder vielfach versucht, durch den Hinweis, daß für die Arbeiter so viel getan werde, die Berechtigung ihres Kampfes zu bestreiten. Zum Teil sind ja die Arbeiter freilich auch dafür verantwortlich, wenn ihr Kampf fast nur als ein Kampf um Lohn und Macht erscheint. Das soll uns nicht hindern, die höheren Kräfte zu erkennen, die in der sozialen Bewegung wirksam sind, so wenig wie die Auswüchse der französischen Revolution Pestalozzi verhindert haben, ihre Größe zu würdigen. Ein Blick auf seine Stellung zur großen Revolution dürfte vielleicht etwas dazu beitragen, uns die richtige Stellung zu den revolutionären Erscheinungen unserer Tage finden zu helfen. Heute machen es revolutionäre Erscheinungen (Streiks, Antimilitarismus, anarchifistische Tendenzen) vielen schwer oder geradezu unmöglich, die Größe der sozialen Bewegung zu erkennen.

Man sieht wohl gar in der ganzen Unruhe, die durch unsere Zeit geht, das Werk einiger herrschsüchtiger Agitatoren oder im besten Fall unklarer Träumer und Schwärmer und meint, es wäre alles in Ordnung, wenn sie nicht beständig die Unzufriedenheit im Volke schüren würden. Genau so urteilten viele über die französische Revolution. Das ist bekannt, weniger aber, wie unbefangen und vorurteilslos Pestalozzi über die durch die große Revolution hervorgerufene Beunruhigung der europäischen Menschheit geurteilt hat. Bekanntlich haben sich die Größten unter seinen Zeitgenossen, Klopstock, Schiller und Goethe nach der Hinrichtung des Königs mit Abscheu von der Revolution abgewandt. Schiller hat unter dem peinlichen Eindruck der Schreckenstaten der Revolutionsmänner, den im Munde des größten Sängers der Freiheit etwas sonderbar klingenden Vers gedichtet: "Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Pestalozzi dagegen schrieb nach der Hinrichtung des Königs an einen Freund: "Solche Zufälle sind momentan — laßt uns unsern Weg ruhig gehen und auf alles, was nicht in unserer Gewalt ist, ruhig hinblicken und nie vergessen: Was ist unter hundert Millionen Menschen ein Mensch?" Daß das Volk seinen Kampf um Freiheit und Recht nicht mit mehr Würde führe sei sehr bedauerlich, könne uns aber an der Notwendigkeit dieses Kampfes nicht irre machen.

„Man muß seine Augen von allem, was geschieht, abwenden, um für das, was sollte geschehen, in sich selbst ein reineres Gefühl zu erhalten.“
(Matorp: Pestalozzi I.)

In seiner Schrift Ja und Nein oder „Ueber die Ursachen der französischen Revolution“ setzt er sich gründlich mit der Behauptung auseinander, daß die Zeitaufklärung an der allgemeinen Unsicherheit der Verhältnisse schuld sei. Er bestreitet entschieden, daß philosophische Ideen allein die Kraft haben könnten, die große Anhänglichkeit an das gewohnte Alte im Volke zu zerstören. „Sonst sucht der Mensch so wenig als ein Vogel ein neues Nest, wenn ihm im alten wohl ist — er hat sicher Anhänglichkeit an den Baum, wo er Jahre lang schlief und wachte — an den Ast, von dem er ausflog, für sich und seine Jungen Nahrung zu suchen; aber wenn du ihm allen Flaum aus seinem Neste nimmst, und Dornen darein legst, daß er sich daran ritzt und seine Jungen daran sterben, dann verläßt er freilich den Baum und den Ast, der ihm so lieb war und sucht sich eine Stelle im Dickicht, wo keine Menschen sind, die allen Flaum ansprechen und allen Flaum brauchen.“

Die wahren Urheber der Revolution sind nicht unten, sondern oben zu suchen. Der Absolutismus hat den Völkern „die Dornen in ihr Nest gelegt und allen Flaum daraus genommen.“ Er wollte die Völker zwar in seiner Weise beglücken, aber eben in seiner Weise. Er wollte nicht freie Bürger, sondern Untertanen, nicht Menschen, sondern Soldaten und Beamte, alles sollte in eine Uniform gesteckt werden. Diesem Zustand ist sogar die Anarchie vorzuziehen. Da heute wieder das Bangemachen vor der Anarchie sehr beliebt ist, verdient das Urtheil Pestalozzis über diese Erscheinung alle Beachtung.

„Und wenn sie auch die Folgen der Volksverirrungen alle eingestanden und besonders die Greuel der Anarchie mit wahren Abscheu betrachteten und gern zugaben, die Anarchie sei eine tausendfache Verstärkung aller obrigkeitlichen Verirrungen durch die Uebertragung ihres Unsinns ans Volk, so bemerkten sie denn doch, sie sei ein keiner anhaltender Dauer fähiger Zustand, sie daure in Vergleichung der Uebel des Despotismus nur eine kleine Zeit und wirke nicht wie dieses von Geschlecht zu Geschlecht auf Jahrhunderte zur Abschwächung der Nation in einem fort, sie sei vielmehr bei allen Schrecknissen ihrer Wirkungen gar oft die Geburtsstunde einer besseren Ordnung der Dinge, sie mache mitten im Tumult ihrer Leidenschaften der menschlichen Natur würdigen Gefühlen und Wahrheiten wieder Luft, die der Despotismus Jahrhunderte unterdrückt, und die Ströme des Bluts erheben den menschlichen Geist mitten in den Greueln ihrer Verirrungen wieder zu männlichen Tugenden der Selbsthilfe und Selbstsorge, diesem vom Despotismus immer untergrabenen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft.“

Die Geschichte hat dem mutigen Glauben Pestalozzis recht gegeben, sie wird auch denen recht geben, die in unserer Kampf- und

unruhvollen Zeit, die Geburtsstunde einer „neuen, besseren Ordnung der Dinge“ erblicken. Was könnte tröstlicher und ermutigender sein als dieser sieghafte, durch keine noch so schlimme Erfahrung im Geringsten erschütterte Glaube an die Kraft der Wahrheit und des Rechts? Wir finden diesen Glauben in derselben Kraft in dem Gedanken Pestalozzis über Mittel und Wege der Rettung und Hilfe, von denen ich nun noch einige der wichtigsten und zeitgemähesten wiedergeben will. (Fortsetzung folgt.) Rageth Ragaz.

Zwei Stimmen über Sozialismus, Arbeiter und Pfarrer.

1. Ein bescheidener Einwurf.

Welche sittlichen Elemente im Sozialismus schlummern, ja bereits am Tage liegen und wie stark die religiöse Macht seines Vordrängens und seiner Ziele ist, hat Kutter so glänzend dargetan, daß ich mir weitere Worte erspare“, so schreibt Herr Pfarrer Hartmann in seiner tüchtigen, scharf gedachten und abgeklärten Arbeit: „Religiöse Kultur.“

An diesem Satze möchte ich meine immer wieder aufsteigenden Zweifel und Verneinungen anknüpfen, wie an einem Hafen. Ich bin mit Herrn Pfarrer Hartmanns Aussage, daß die Sozialdemokratie eine notwendige, gottgewollte Lebenserscheinung unsrer Zeit ist, die sich eingliedern und einwirken muß in unser Kulturbild im Großen und im Einzelnen voll einverstanden, ja ich bin überzeugt, daß die Gedanken, die wie Auswüchse an der ganzen Bewegung erscheinen, für den Einzelnen zu einer innern Bereicherung werden können; es bleibt mir nur immer beim Wort „sittlich und religiös“ ein großes Seufzen zurück.

Unser ganzes Leben lang lebten wir mit den Arbeitern und unter den Arbeitern. Wir lebten in herzlicher Liebe und warmem Interesse. Wir kennen solche, die dreißig und zwanzig Jahre unsern täglichen Verkehr bildeten, mit denen wir in einem warmen Verhältnis stehen. Es sind nur noch wenige; gute, treue Veteranen. Was neu anrückt, das kommt nicht mit der Absicht, treu auszuharren, sondern heut zu arbeiten und morgen zu überlegen, ob man übermorgen noch arbeiten will. Diese Gesichter tauchen auf und wechseln. Man hat nicht Zeit, die Züge fest zu halten. Die Namen zu lernen ist ein vergebliches Mühen. Sie werden stets durch andre verdrängt. Ein Verhältnis zu gestalten, ist ganz unmöglich. Der Arbeiter will es nicht, und der Meister kann es nicht. Jener kommt, beschaut sich die